

Gabriele Vasak **Den Dritten das Brot**

Roman

LESEPROBE



SEPTIME

Gabriele Vasak, Den Dritten das Brot
© 2016, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten



Lektorat: Zeus E. Jungrecht
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagfoto: Zur Verfügung gestellt von Gabriele Vasak
Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-55-7

Auch als E-Book erhältlich
ISBN: 978-3-903061-40-8

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Gabriele Vasak
Den Dritten das Brot
Roman






Für meine Mutter



1


Die Nacht war sternenlos, der Knall gegen die Stoßstange dumpf, die Blutspritzer auf der Windschutzscheibe spärlich, ein Hundeleben in Serbien ist schnell zu Ende, ein Menschenleben auch. War es zumindest vor siebzig Jahren, als Klaras Urgroßmutter im Alter von achtundfünfzig Jahren in einem serbischen Internierungslager starb wie eine kranke Fliege – verhungert und liegen gelassen im Dreck, dann weggeräumt und verscharrt in einem Massengrab, dachte Klara, als sie die unbedeutende Irritation des Fahrens wahrnahm. Alles in Ordnung, Mama?, fragte sie schnell, doch sie überlegte keinen Moment lang stehen zu bleiben, ihre Mutter und sie allein unterwegs in dieser pechschwarzen Nacht in einem Land, das sie bisher nur von deren Erzählungen und aus Zeitungsberichten über die Jugoslawienkriege kannte, ein Land, das ihr fremd war und dem sie sich trotzdem verbunden fühlte, zumindest seit jener Zeit, da die Mutter zu sprechen begonnen hatte, Jahrzehnte, nachdem alles passiert war, erst, nachdem der Brief gekommen war.

Jener Brief einer gewissen Jelena war in Mamas Leben gefallen wie ein Stein in ruhig dahinfließendes Gewässer,




darin war die Rede von Gemälden, Nippes und Porzellan, die Klaras Großmutter im Jahr 1945 bei Jelenas Eltern untergebracht hatte, Dinge, die, wie Jelena schrieb, man zwar entbehren kann, die aber das Leben schöner machen, Dinge, die sie nach all den Jahren der Familie, der sie gehörten, zurückgeben wollte, nachdem sie nach langen, intensiven Recherchen den nunmehrigen Wohnort und die genaue Adresse von Klaras Mutter in Wien ausfindig gemacht hatte.

Penibel waren in dem Schreiben jene Gegenstände aufgelistet, die Jelena, nachdem ihre Mutter gestorben war, weiter sorgsam aufbewahrt hatte, als Eigentum einer Familie, die allein ihrer Herkunft wegen beraubt, verfolgt und in Lager gesteckt worden war.



Warum hatte Mama, die all das als Kind von neun, zehn, elf Jahren erfahren hatte, so viele Jahre nie darüber geredet, überlegte Klara, sie erinnerte sich nur daran, dass die Mutter ihr kurz nach ihrem vierzehnten Geburtstag wortlos einen Bericht überreicht hatte, den sie selbst im Alter von dreizehn Jahren über die scheinbar unaussprechlichen Ereignisse in der Vojvodina während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg verfasst hatte.

Die Gräuelpfeiler dieser Zeit in jenem Land waren darin in nüchterner Sprache beschrieben, die Mutter nannte auch Zahlen und Fakten, woher sie all diese Informationen hatte und was in ihr selbst vorgegangen sein mochte, während




sie darüber schrieb, war Klara ein Rätsel. Sie jedenfalls hatte bis zu diesem Zeitpunkt nur gewusst, dass Mamas aus Deutschland stammende Vorfahren zu Zeiten Maria Theresias in das Gebiet des heutigen Serbien ausgewandert, die Familie seitdem in der Vojvodina ansässig und ehemals sehr begütert gewesen war, und es sie *im Zuge der Kriegswirren* nach Österreich verschlagen hatte.

Mit diesem trockenen Bericht, der wohl auch eine Art Initiationsgeschenk der Mutter an sie gewesen sein mochte, hatte sie erst erfahren, dass im November 1944 auf Beschluss der Kommandantur der Volksbefreiungsarmee alle in Jugoslawien lebenden Menschen deutscher Volkszugehörigkeit zu Volksfeinden erklärt worden waren, Feinden, denen die jugoslawische Staatsbürgerschaft entzogen wurde und die alle Rechte verloren, Feinden, deren gesamter Besitz vom Staat beschlagnahmt wurde, Feinden, die ob all dessen nicht einmal Gerichte zu ihrem Schutz anrufen durften, so die Worte der Mutter in ihrem Bericht, die sie wohl irgendwo nachgeschlagen haben musste.


Warum es so weit gekommen war, stand nicht in dem Bericht, wozu auch, dachte Klara, das Grauen hatte die stets unbescholtene Familie wohl wie aus dem Nichts heraus überfallen, geradeso wie die verschiedenen Staatsangehörigkeiten, die sie im Laufe ihres Lebens in der Vojvodina und später in Österreich sozusagen verpasst bekommen hatten. Klaras Mutter war seit

1952 Österreicherin, zuvor war sie Bürgerin ungeklärter Staatsbürgerschaft gewesen, in der Vojvodina hingegen einmal Serbin, dann Ungarin, dann wieder Serbin, dann staatenlos. Als Kind, das sie damals war, mochte sie das vermutlich nicht berührt haben, wie aber war es für ihre Mutter und ihren Vater gewesen, die gut betuchten Druckereibesitzer, die im Völkergemisch ihrer Lebenswelt mit allen Volksgruppen immer gut ausgekommen waren, mit ihnen auch gute Geschäfte gemacht, Feste gefeiert hatten, zu Hochzeiten und Begräbnissen gegangen waren? Ein Leben in prunkendem Wohlstand, weitgehend sorgenfrei und glücklich wohl, dann der Knall, scheinbar aus dem Nichts, und der Vater von den Russen in ein Arbeitslager verschleppt, Großmutter und Tochter wie Tiere ins Lager getrieben, mit nichts außer einem Rucksack und ihren Leben, dann nur noch Hunger und Angst.


Ängstlich war Mama auch jetzt, da sie auf dem Weg nach Sombor durch die Nacht fuhren, Klara wusste, dass der Zwischenfall mit dem streunenden Hund sie beunruhigt hatte, doch es war nicht nur oder eigentlich nicht das, was ihre Angst hervorgeholt hatte, die Mutter brauchte keinen Anlass für Angst, Angst schlummerte immer in ihr, begleitete sie stets auf all ihren Wegen, brach ungefiltert hervor, wenn sie Uniformierten begegnete, und seien es Parkwächter.



Obwohl die serbischen Grenzwächter Klaras Wagen desinteressiert durchgewinkt hatten, war Mama neben ihr der Schweiß ausgebrochen, ihre Hände hatten gezittert, ihre Stimme war brüchig geworden, erst ein paar Dutzend Kilometer nach der serbischen Grenze, als sie Cevapcici essen gegangen waren und Klara der Mutter ein Glas Bier dazu aufgedrängt hatte, hatte sie sich wieder beruhigt, jetzt auf der Fahrt durch die schwarze Nacht, in der es zu regnen begann, saß sie verkrampft auf ihrem Beifahrersitz, starrte stumm ins Draußen, während der Wagen nun in die Stadt einfuhr.



Die anbrechende Nacht hing über den Häusern und der breiten, von Bäumen gesäumten Straße, in deren regennassem Asphalt sich schwach die Lichter der Laternen spiegelten. Klara lenkte den Wagen sicher durch die menschenleere Stadt, über ihr brannte spärlich die Innenraumbeleuchtung, in deren Licht die Mutter den Faltplan der Stadt las, hinter den schwarzen Silhouetten der Bäume tauchte eine beleuchtete Kirche auf, groß ragte sie in den Himmel, sie waren schon ganz in der Nähe ihres Hotels, noch zwei Gassen links, eine rechts, dann waren sie vor dem vielstöckigen Komplex eines hässlichen Hotelbaus aus den Siebzigerjahren angelangt, sie krochen aus der Enge des Wagens, die Luft war feucht, obwohl es nicht mehr regnete, es dampfte schwül.





2

Die feuchtwarme Luft schlug Marlene heftig entgegen, irgendwie beschlich sie das Gefühl, das zu kennen, sie atmete tief ein, um sich genauer zu erinnern, doch ihr blieb nicht viel Zeit, Klara drängte an die Hotelrezeption.


Dort sprach niemand mehr Deutsch, auch nicht Englisch, doch Marlene kannte noch ein paar Brocken Serbisch, so wurden ihnen die Zimmerschlüssel freundlich überreicht, sie brachten ihr Gepäck hinauf, verabredeten sich für ein paar Minuten später im Speisesaal des Hotels, wo sie noch etwas trinken und ausspannen wollten.

Marlene fragte sich, wo sie hier angekommen waren, war das ihre alte Heimat, und hatte sie wirklich siebzig Jahre benötigt, um dieses Unterfangen eines Wiedersehens jener Gegend, in der sie geboren und aufgewachsen war, zu wagen? Vielleicht hätte sie es früher getan, wenn, ja, wenn was, ... Sie verwarf den Gedanken, beschloss, glücklich und froh darüber zu sein, dass Klara sie gefragt hatte, ob sie diese Reise unternehmen wollte, und wenn sie auch heimlich davon geträumt hatte, so hätte sie ihre Tochter nie darauf angesprochen, sie schon gar nicht dazu gedrängt, Marlene drängte niemandem ihre Geschichte auf, wie sie


überhaupt nie von sich selbst sprach, sondern sich immer dem Gegenüber und dessen Interessen anpasste, das war ihr im Laufe der Zeit zur Natur geworden, und so empfand sie auch jetzt so etwas wie schlechtes Gewissen, weil Klara nun mit ihr und in ihrem Interesse in Serbien unterwegs war, in diesem heißen August, in diesem vielleicht noch immer oder schon wieder gefährlichen Land mit seiner scheinbar unbegrenzten Weite, einer Weite, die sie aus den Tiefen ihres Inneren heraus liebte, einer Weite, die sie in Österreich manchmal vermisste.

Wie immer, wenn Marlene ausging, machte sie sich zu recht und tupfte sich ein paar Tropfen Parfum hinter die Ohren, fuhr dann mit dem Lift in die Hotelhalle, wo Klara schon auf sie wartete, sie gingen in den Speisesaal, eine riesige, mit Kronleuchtern hell erleuchtete Halle, kaum jemand saß an den zahlreichen, weiß gedeckten Tischen, auf einem kleinen Podest in der hinteren Ecke spielte eine Musikkapelle ein traditionelles jugoslawisches Volkslied, der Geiger hob seinen Bogen, als sie den Saal betraten.


Marlenes Herz wurde freudig-unruhig, *Za jedan čas radosti hiljadu dana* – Für eine Stunde tausend Tage – spielten die in rot-schwarz-weiße Tracht gekleideten Musiker, tausend Tage ihres Lebens hätte sie gegeben für eine einzige Stunde noch mit ihrem Vater, diesem zärtlichen Mann, der nie ein scharfes Wort an sie gerichtet hatte und der mit einem Schlag für immer fort gewesen war.




An einem trüben Weihnachtstag, sie hatte im Esszimmer gerade mit Puppen gespielt, kam der Befehl, ihr Vater sollte sich am nächsten Tag um sechs Uhr abends in der russischen Kommandantur einfinden. Der Weisung waren keine weiteren Erklärungen beigefügt, der Vater hatte ihr unweigerlich Folge zu leisten gehabt. Marlene wusste noch, als wäre es gestern gewesen, wie sie sich schreiend und weinend an seine Hosenbeine gehängt hatte, um ihn aufzuhalten, die Mutter hatte zu beschwichtigen versucht, er komme bald wieder, der Vater mit einem Koffer im Türrahmen, die Augen hinter den dicken Brillengläsern ganz klein.



Tatsächlich war er wenig später zurückgekommen, weil man ihn als Fachmann in seiner ehemals ihm gehörigen, inzwischen verstaatlichten Druckerei brauchte, doch er blieb nur einige Tage, danach holte man ihn wieder, schickte ihn abermals zurück, dann noch ein drittes Mal.




Drei Jahre später hatten sie die Nachricht von seinem Tod erhalten, er war als einer der Ersten im November 1945 in russischer Gefangenschaft gestorben, an Fleckfieber, wie es hieß. Tot, der Vater tot, tot, weil seine eigenen Landsleute gefordert hatten, dass er wie alle anderen Deutschsprachigen auch zu gehen habe, dann, als es zu spät gewesen war für alles andere. Längst war die Bevölkerung der Batschka und des Banat aufgefordert worden, das Land, das ihre Vorfahren urbar gemacht hatten, zu verlassen, und es waren vielleicht die Klügeren oder Vorausschauenderen




gewesen, die ihre Koffer gepackt hatten und gegangen waren, Marlenes Familie hatte es nicht getan. Auch heute wusste sie noch nicht, ob ihre Eltern sich der Gefahr, in der sie sich befanden, nicht bewusst waren oder ob sie ihren großen Besitz nicht aufgeben wollten, oder vielleicht war es auch so gewesen, dass sie dieses Land, in dem sie immer glücklich gewesen waren, nicht verlassen wollten, weil sie ihre Heimat liebten, weil sie ihre Verwandten und Freunde dort hatten, weil sie in diesem Land verwurzelt waren.

Mag sein, dass auch ihr Entschluss, im Oktober 1944, als die Auswanderungen immer häufiger wurden, doch zu gehen, halbherzig war, jedenfalls war dann, als ihre Sachen gepackt bereit standen, der Traktor, der ihren Transport anführen sollte, nicht gekommen.





Marlene, deren Hände wieder zu zittern begonnen hatten, strich sich nervös eine Haarsträhne aus der Stirn, eigentlich wollte sie über all das nicht mehr nachdenken, gar nicht nachdenken, so wie sie ihr Leben lang alles daran gesetzt hatte, darüber nicht nachdenken zu müssen, nachdem es ihr gelungen war, in Österreich mit dem Mann, den sie kennen und lieben gelernt hatte, ein neues Leben aufzubauen und mit dem Haus im Grünen Wiens und ihrer Tochter, die sie liebte, ein neues kleines Paradies zu schaffen.

Nein, Marlene war nie unzufrieden gewesen mit dem bescheidenen Wohlstand, in dem sie in ihrer neuen Heimat




mit ihrer Familie lebte, sie hatte nie mit Wehmut zurückgeblickt und daran gedacht, in welchem großen, herrschaftlichem Haus mit Bediensteten sie als Kind gewohnt hatte, hatte nie bedauert, dass ihre Mutter, die alles überlebt hatte, nicht mehr der großen Druckerei vorstand.




Die Hotelkapelle spielte wieder ein Lied, das Marlene kannte, leise begann sie die Melodie mitzusummen, aus den Tiefen ihrer Erinnerung tauchten langsam auch dazugehörige serbische Wörter auf, die sie längst vergessen geglaubt hatte, was wäre, wenn sie hierbliebe, mit Klara, wenn ihr Mann nachkäme, sie alle ihr Leben hier weiterlebten, unter der Sonne des Südens, könnte Gregor sich an dieses Land gewöhnen, es sich aneignen? Wäre er bereit, seine Heimat zu verlassen, sein wohlgeordnetes Leben aufzugeben, um in der Fremde heimisch zu werden zu versuchen, würde er das Klima vertragen, würden sie die Leute ertragen, die nicht mehr die Leute waren, die früher hier gelebt hatten, und auch nicht deren Nachfahren? Was würde aus ihnen werden in einem Land, das auch nach dem Weltkrieg von Krieg geschüttelt und zerrüttet war, wäre es möglich, sich hier eine neue Existenz aufzubauen?



Marlene schüttelte heftig den Kopf, so als könnte sie damit auch ihre Gedanken abschütteln, sie versuchte, sich auf etwas anderes zu konzentrieren, was lag näher, als Klara zu beobachten, die leidenschaftlich an einer Zigarette zog, jetzt warf sie ihr aus ihren hellgrünen Augen einen vielsagenden




Blick zu, wandte sich rasch an einen vorbeieilenden Kellner, bestellte zwei *Slivovitz*, die sie in einem Zug austranken. Morgen würden sie nach Hodschag fahren, den Ort, in dem Marlene geboren und aufgewachsen war, nur dass er nun Odžaci hieß.




7

Der katholische Friedhof von Odžaci, einstmals eine Prachtstätte, durch die breite gekieste Wege geführt hatten, zu beiden Seiten der dichtgewachsenen Baumalleen waren mächtige Gräber mit hohen säulenartigen Grabsteinen gestanden, erinnerte sich Marlene. Sie standen vor dem Eingang, den zwei Backsteinziegelsäulen und ein schmiedeeisernes Gitter markierten, von dort aus führte ein breiter Weg mit neu gepflanzten Bäumen zu einer Kapelle. Es war sieben Uhr abends, die Sonne sengte noch immer vom Himmel, Marlene las die Namen der Verstorbenen von den Grabsteinen ab, viele der hier begrabenen Familien hatte sie gekannt, mit langsamen Schritten ging sie Klara voran auf die Kapelle zu, ein Mann, der Marlene durchdringend ansah, kam ihnen entgegen, bevor sie durch eine kleine hölzerne Tür in die offenbar frisch renovierte Kapelle eintraten, an der gewölbten Decke befand sich ein schönes Fresko, rechts neben dem Altar hing ein großes Holzkreuz, Marlene trat darauf zu.


Bauer, Ertl, Müller, Ogrisek, Pfeifer, Reimann, Vogrinc, ... las sie auf dem Kreuz, all die hatte sie gekannt, manche dieser Männer waren nach Russland verschleppt worden,




andere in Hodschag selbst getötet worden, die 183, die sich ihr eigenes Grab schaufeln hatten müssen, waren ebenfalls verzeichnet, und: Marlene stockte der Atem, da stand auch der Name ihres Vaters, ein Schauer durchfuhr sie. Mit einem Mal empfand sie die grenzenlose Ungerechtigkeit der Ereignisse, die ihre Familie getroffen hatten, als unerträglich – ein Gefühl, das sie sonst nicht kannte oder nicht zuließ, um ihr sorgsam errichtetes neues Leben nicht zu gefährden, um keine Unzufriedenheit und vor allem keine unstillbare Trauer hochkommen zu lassen, doch jetzt konnte sie ihre Augen nicht abwenden von den zwölf Buchstaben, die ihr Vater gewesen waren, langsam begann die Schrift vor ihren Augen hin und her zu schwanken, sie verschwamm, rückte auf einmal nahe und dann wieder in die Ferne, und die Gefühle, die sie ihrem Vater gegenüber empfunden hatte und die so lange verschüttet gewesen waren, drängten aus unbekanntem Tiefen hoch.




Ein feiner, sensibler Mann war er gewesen, großzügig und voll Sinn für das Schöne. Von jeder Geschäftsreise hatte er Geschenke mitgebracht, Silber und Kristall und Porzellan für die Mutter, Puppen, Spielsachen und Brettspiele für Marlene. Einmal hatte er ihr aus Budapest einen Kaufmannsladen gebracht, mit unzähligen Döschen und Gläschen, in denen sich winzige Mengen von Nudeln, Reis und Süßigkeiten befanden. Marlene hatte den Kaufmannsladen



geliebt und war todtraurig gewesen, als ihr einmal eines der feinen Gläschen beim Spielen zerbrach, aber der Vater hatte ihr sofort versprochen, von seiner nächsten Reise nach Budapest ein neues mitzubringen, das hatte er auch nicht vergessen, sie hatte drei weitere Gläschen bekommen. Ja, und zärtlich war er gewesen, dachte Marlene, gar nicht so wie ihr Mann Gregor. Wenn sie abends im Bett gelegen war und nicht einschlafen hatte können, war er oft gekommen und hatte sie in den Schlaf gewiegt. Wie mochte es ihm ergangen sein, im russischen Arbeitslager, diesem feinsinnigen Mann, der nur Büroarbeiten gewohnt war und der so schlecht sah, dass er ohne Brille verloren war?



Marlene dachte an jenen Tag, da der Vater noch in Hodschag und bei ihnen gewesen war, als plötzlich zwei betrunkenere Russen in ihr Haus gestürmt waren, sich im Wohnzimmer an den Tisch gesetzt, ihre Revolver vor sich gelegt und seinen besten Wein gefordert hatten. Der Vater hatte in den Keller gehen müssen, um den Wein zu holen, dann hatten sie gesoffen wie die Tiere, den Vater beschuldigt, ein Spion zu sein und ihm gedroht, ihn umzubringen, dabei hatten sie mit ihren Waffen gespielt. Der Vater hatte serbisch auf sie eingeredet, das hatten sie ein wenig verstanden, doch dass er unschuldig war, hatten sie nicht verstehen wollen, und Marlene, die sich im Wohnzimmer hinter dem Diwan verkrochen hatte, hatte gespürt, wie gefährlich die Situation war, als der Vater schließlich keinen anderen Ausweg mehr




gewusst hatte, als die Mutter auf Deutsch zu bitten, um Hilfe in die Kommandantur zu gehen. Zum Nachdenken war keine Zeit gewesen, Marlenes Mutter hatte ihre Tochter hinter dem Diwan hervorgeholt, im strömenden Novemberregen waren sie beide zur Kommandantur gerannt, die Mutter hatte stammelnd berichtet, was sich gerade in ihrem Haus abspielte, und ein Serbe, der sie kannte, hatte ihr Hilfe zugesichert. Drei Männer hatten Marlene und ihre Mutter dann zurück in ihr Heim begleitet, hatten keine Sekunde lang gefackelt und die beiden Russen aus dem Haus geworfen.

Marlene drehte sich zu Klara, die die ganze Zeit hinter ihr stehen geblieben war, um, sah sie mit wässrigen Augen an, dann kramte sie in ihrer Handtasche, tastete nach dem kleinen Döschen aus Silber und grünem Glas, zog es vorsichtig aus der Tasche, reichte es Klara. Das habe ihre Mutter dem Vater mitgegeben, als sie ihn nach Russland verschleppten, sagte sie. Klara nahm das grün-silberne Behältnis entgegen, öffnete es vorsichtig und fand darin einen winzig kleinen Rosenkranz und eine ebenso kleine Figur des Heiligen Antonius. Ein gewisser Franz Korn, Mitgefangener ihres Vaters aus dem Nachbardorf, der das Arbeitslager überlebt hatte, habe es der Mutter nach dem Tod ihres Mannes zurückgeschickt, sagte Marlene. Klara sah sie scharf an, ob denn kein Begleitbrief dabei gewesen war, fragte sie. Doch, den habe sie aber nicht

bei sich, murmelte Marlene, drehte sich um und ging auf das Tor der Kapelle zu.



Draußen blendete sie die untergehende Sonne, sie machten sich auf den Weg in jenen Teil des Friedhofs, wo Marlene ihr Familiengrab vermutete, wieder kam ihnen der Mann entgegen, dem sie schon am Hinweg begegnet waren, diesmal blieb er stehen, als sie auf gleicher Höhe waren, wieder starrte er Marlene durchdringend an, er meine, sie zu kennen, sagte er und stellte sich vor.

Slatko Vuković sei sein Name, sprach er weiter, in Marlene kochte eine sehr alte Erinnerung hoch. Slatko, der Sohn ihrer Nachbarn, ihr Spielkamerad von einst, sein Vater war Slowene gewesen, darum war die Familie, ebenso wie die Familie von Iren nicht vertrieben worden, sondern hatte bleiben dürfen, fast erschrocken stammelte sie ihren Namen hervor, der weißhaarige Mann trat unmittelbar darauf auf sie zu, umarmte sie innig, Tränen standen ihm in den Augen, dann führte er sie zu einer Bank im Schatten eines Kastanienbaums, begann schon am Weg zu reden, sein Akzent im Deutschen war hart, er schwärmte von Marlenes Familie, von ihrem Besitz, erinnerte sich noch genau an ihr Auto, er hatte den Wagen bewundert, war glücklich gewesen, wenn Marlenes Vater ihn auf eine Ausfahrt mitgenommen hatte. Was für ein Besitz, sagte Slatko immer wieder, und was für ein Unglück, wieder wischte er sich Tränen aus dem Augenwinkel, Marlene war




irritiert, dieser Mann aus ihrer Vergangenheit schien mehr unter dem Schicksal ihrer Familie zu leiden als sie selbst, die sich mit allem arrangiert hatte.


Er begann von der Geschichte des Friedhofs zu erzählen. Mit der Vertreibung der Donauschwaben sei das Grabfeld verkommen, noch vor Kurzem wäre das gesamte Terrain mit riesigen Unkrautgebüschchen zugewachsen gewesen, erst ein neuer Pfarrer, der vor einigen Jahren die Gemeinde übernommen hatte, hätte sich dafür eingesetzt, dass die Ruhestätte mithilfe der Gelder einer humanitären Organisation und des Deutschen Vereins wieder hergerichtet worden war. Dabei hätte man auch alte Grabsteine, die von ihren Untersätzen gefallen und mit Erde überschüttet gewesen waren, wieder ausgegraben und neu errichtet. Das Grab von Marlenes Familie aber läge in einem Teil des Friedhofs, der noch nicht erneuert war, er würde sie hinbegleiten, wenn sie wollten.




Wieder hingen Tränen in Slatkos Augenwinkeln, Marlene fragte sich, ob sie die Vergangenheit ebenso wenig hätte vergessen können wie er, wenn sie hier lebte, aber zurückzukommen war für ihre Familie weder möglich noch denkbar gewesen, sie versuchte, die sie zu überschwemmen drohenden Gedanken loszuwerden, dann waren sie auf dem Weg dorthin, wo Slatko und auch Marlene ihr Familiengrab vermuteten. Marlene war nervös, als sie nun zu dritt zwischen den von Gras und Unkraut überwucherten Gräbern




herumstolperten, auf zerbröckelnden Grabsteinen suchten sie den Namen ihrer Familie wohl eine Stunde lang, aber sie fanden das Grab nicht, dann blieben sie irgendwo auf einem Fleckchen verbrannter Erde stehen und Slatko erzählte, wie fruchtbar und reich das Land früher gewesen war. Nach dem Krieg hätte man einfachste Leute aus den Bergen hierhergeschickt, auf dass sie sich das Land aneigneten, doch diese Menschen hätten keine Ahnung von der Landwirtschaft in der Ebene gehabt, so sei alles verkommen und in Armut und Elend verfallen, ein trauriges, ein schreckliches Land jetzt, sagte Slatko, und die Menschen hier stürben viel zu früh, weil das Land nur grausam und tödlich sei.



Der Abend war längst angebrochen, Schwüle lag über dem Land, Marlene war schweißgebadet und völlig erschöpft, sie wünschte, Slatko zu verabschieden, den Friedhof zu verlassen, das Dorf ihrer Kindheit hinter sich zu lassen, zurückzukehren in das Hotel mit dem kronleuchtererhellten Speisesaal, wo sie Touristen waren wie viele andere auch, sie blickte Klara an, die stumm neben ihr stand, Slatko schwamm noch immer in Trauer und Zorn, er schien sich in einem Redestrom verfangen zu haben, Marlene wartete nur darauf, dass er endlich aufhören würde zu reden und sie gehen könnten, doch es brauchte ein deutliches Zeichen von Klara, die dann auch endlich sagte, dass sie aufbrechen müssten. Slatko ließ es sich nicht nehmen, sie bis zu ihrem






Wagen zu begleiten, eilig tauschten sie noch Adressen und Telefonnummern aus, als Klara losfuhr, blieb Slatko auf der Straße stehen und winkte ihnen so lange, bis ihr Auto hinter einer Kurve aus seinem Blickfeld verschwunden war, dann waren Klara und Marlene wieder unterwegs auf den holprigen Straßen, die ihnen jetzt schon vertraut waren.

Die Sonne ging unter, der Himmel war leuchtend orange gefärbt, schwach ließen sich Wolken im Feuer wahrnehmen, der Horizont war scharf begrenzt, darunter lagen die Felder im langsam schwarz werdenden Hintergrund, nur mehr undeutlich waren da und dort Häuser erkennbar, wieder liefen herrenlose Hunde die Straße entlang, Klara lenkte den Wagen mit ziemlich hoher Geschwindigkeit, im Inneren herrschte drückende Stille.


Wie hatte sie all die langen Jahre darüber schweigen können, wie alles verdrängen, dachte Marlene, und doch wusste sie tief innen, dass ihre furchtbaren Albträume, ihre Ängste vor allen Uniformierten, ihre Furcht vor Amtswegen und ihre grundsätzliche Ängstlichkeit nur auf das zurückzuführen sein konnte, was sie als Kind erlebt hatte, Klara hatte ihr das auch einmal auf den Kopf zugesagt, sie hatte dann zwar genickt, aber nichts weiter gesagt, was hätte sie auch sagen sollen, wie hätte sie in dröge Worte fassen können, was damals Unbegreifliches geschehen war? Ja, sie hatte es versucht mit jenem Bericht, den sie mit dreizehn Jahren



verfasst hatte, aber wenn sie jetzt daran dachte, wusste sie, dass es nur nüchterne Sätze waren, mit denen sie das Grauen vielleicht sogar beschönigt hatte, ihm keineswegs beigegeben war oder es gar erfasst hätte.

Vielleicht war es ihr aber doch gelungen, eine Spur zu legen, Marlene erinnerte sich, wie sie Klara kurz nach deren vierzehnten Geburtstag den Bericht zu lesen gegeben hatte, und sie würde nie vergessen, wie die Tochter sie nach der Lektüre um ein Stück Brot gebeten und es andächtig gegessen hatte. Dieses eine Mal jedenfalls, denn Marlene wusste auch noch zu gut, wie oft Klara genervt auf ihre Unfähigkeit, etwas Essbares wegzuerwerfen, reagiert hatte. Kein Stück Brot wurde in ihrem Haushalt dem Mülleimer übergeben, und war es noch so hart und ungenießbar, obwohl sie sich an den Hunger, den sie gelitten hatte, nicht erinnern konnte, aber vielleicht sprach sie nur nicht darüber, weil sie die anderen nicht mit ihren Angelegenheiten behelligen wollte.

Der Wagen ratterte in der Dunkelheit über die Landstraße, sie passierten eine Ortschaft nach der anderen, dann waren sie wieder in Sombor, dort waren sie im Gefängnis gewesen, eine Nacht lang, nach ihrem ersten Fluchtversuch.







8

Die Ersten, die eine Flucht gewagt hatten und aufgegriffen worden waren, hatte man umgehend erschossen, später war auf Befehl Titos aus Belgrad ein Erlass gekommen, demnach man die Lagerflüchtlinge am Leben lassen und *nur* in ihr Gefängnis zurückbringen sollte, da hatte auch Marlenes Mutter das erste Mal den Mut zu diesem gefährlichen Unterfangen gefasst.



Eine heiße Augustnacht war es gewesen, als sie aufgebrochen waren, und sie waren noch nicht lange gegangen, als Marlene, die sich auf dem Weg – todmüde – ein Stück zurückfallen hatte lassen, plötzlich ihre Mutter nicht mehr sah. Panik ergriff sie, ihr Herzschlag bis zum Hals und das Bewusstsein, dass sie nicht schreien, ja nicht einmal rufen durfte, sie begann zu laufen, doch wohin sie auch kam, die Mutter war nicht zu sehen, so schlich sie weinend zurück ins Lagerdorf, lief in das nächstbeste Haus, dort beteten sie gerade einen Rosenkranz und Marlene kniete sich dazu, in ihrem Kopf die himmelweite Angst, die Häscher wären ihr auf den Fersen und würden sie fangen und in eines jener Kinderheime stecken, in das sie auch schon andere deutsche Mädchen und Knaben, deren Eltern bereits tot waren,




verfrachtet und ihnen serbische Namen und ein serbisches Leben gegeben hatten, doch als Marlene das fünfte *Gegrüßet seist du, Maria* mitbetete, stand plötzlich die Mutter hinter ihr und nahm sie sanft an der Hand. Zwei Tage später hatten sie es erneut versucht. Sie waren die ganze Nacht lang gegangen, durch die Felder, und als es Morgen wurde, bemerkten sie, dass sie im Kreis gegangen waren, und sie hörten die serbischen Feldarbeiter kommen und versteckten sich in einem der mit hohem Mais bestandenen Felder, es war sengend heiß und sie hatten keinen Tropfen Wasser, gegen neun Uhr abends konnten sie nicht mehr, da die Mutter sie ganz nah an der ungarischen Grenze wusste, gingen sie wieder los, doch kaum hatten sie den Schutz der Felder verlassen, standen Partisanen mit aufgepflanzten Gewehren vor ihnen, brüllten sie an, und mit einer unbegreiflichen Ruhe, die der Mutter das ganze Lagerleben über eigen gewesen war, sagte sie, sie sollten sie doch erschießen, sie gingen nicht mehr zurück. Sie würde schon sehen, antwortete einer der Partisanen, dann steckte man sie in einen nahe gelegenen Bunker, lichtlos mit zwei Luftschlitzen ganz oben, nach ein paar Stunden brachte man noch weitere zwölf Leute, die auf der Flucht aufgegriffen worden waren. Sie drängten sich in dem vielleicht zehn Quadratmeter großen Raum aneinander, hatten kein Wasser, nichts zu essen, bekamen kaum Luft. Marlene klammerte sich an die Mutter, auch jetzt war deren Ruhe nicht zu brechen,



sie streichelte ihrer Tochter den Kopf und wiegte sie sanft, Marlene aber spürte die Angst der anderen und begann am ganzen Leib zu zittern, ließ sich kaum beruhigen, noch schlimmer wurde es, als man sie am darauffolgenden Tag alle auf Pferdewagen ins staatliche Gefängnis nach Sombor führte, wo sie einen Tag und eine Nacht in einer Zelle mit den zwölf anderen verbrachten und die Mutter immer wieder zum Verhör hinausgeführt wurde. Jedes Mal, wenn die Wärter kamen, um sie zu holen, klammerte sich Marlene stumm und verzweifelt an sie, doch die Männer hatten kein Erbarmen, und Marlene musste allein bei den anderen in der Zelle bleiben, und keine der Frauen dort konnte ihr helfen, wenn sie sich so lange vor Angst auf dem Boden krümmte, bis die Mutter endlich zurückgeführt wurde. Als diese Albtraumnacht vorbei war, brachten sie sie alle zurück ins Lager nach Gakovo, sie mussten zu Fuß gehen, vier bewaffnete Partisanen begleiteten sie.



Marlene erinnerte sich nur dunkel an all das, konnte sich nicht vorstellen, dass es hier in dieser schön renovierten Stadt heute überhaupt ein Gefängnis geben sollte, Sombor in der Dunkelheit erschien ihr prächtig und gefahrlos, die breiten Straßen waren von Bäumen gesäumt, viele Gebäude opulent beleuchtet, die Straßenlaternen glitzerten verheißungsvoll im Schwarz der Nacht, da war wieder die Kirche, noch zwei Kurven, dann stand der hässliche



Gebäudekomplex des Hotels vor ihnen. Marlene atmete auf, sie stieg sofort aus dem Auto, heiße Luft umfing sie, sie war völlig verschwitzt und erschöpft, wollte nichts als eine Dusche, sie verabredeten sich für das Abendessen in zwei Stunden, gingen auf ihre Zimmer. Marlene sperrte sich sofort im Badezimmer ein, zog sich aus, stellte sich unter den brausenden Strahl der Dusche. War es ein Wunder, dass sie vor allen Uniformierten Angst hatte, war es unverständlich, dass sie es nicht ertrug, wenn auf der Straße jemand hinter ihr herging, war es absurd, dass der Geruch eines Maisfeldes Angst in ihr hochsteigen ließ? Gregor meinte das manchmal, er sagte, es sei so viel Zeit vergangen, aber was konnte er sich schon vorstellen? Genauso wenig wie Klara, die zwar wusste, was Angst war, aber ihre Angst war eine andere, Marlene fragte sich, ob sie den namenlosen Schrecken, der sie selbst beherrschte, auf ihre Tochter übertragen hatte, ihn ihr vielleicht schon im Uterus aufgebürdet hatte, wieder empfand sie das enorme Schuldgefühl, das sie oft erfasste, wenn sie an ihre Tochter dachte und daran, dass auch sie immer wieder unter schweren Angstzuständen litt.

Der Wasserstrahl prasselte auf ihren Kopf, sie hielt ihr Gesicht den Tropfen entgegen, wollte alles von sich abwaschen, was gewesen war, aber die Gedanken in ihrem Kopf liefen Sturm, ließen sie nicht los. Marlene drehte den Wasserhahn zu, rieb sich trocken, legte sich im Zimmer auf das Bett. Morgen würde sie nach Gakovo fahren, wo sie mehr

als zwei Jahre im sogenannten Internierungslager verbracht hatten und von wo aus ihnen letztendlich die Flucht gelang.


Es war im Sommer 1945 gewesen, am frühen Morgen, als die Familie gerade beim Frühstück saß, pochte es heftig an die Haustür, kurz darauf standen drei Partisanen im Wohnzimmer, sie wurden aufgefordert, das Haus mit etwas Gepäck innerhalb von fünf Minuten zu verlassen, dann standen sie auf der Straße, man trieb sie gemeinsam mit vielen anderen auf den Sportplatz ihres Heimatortes, währenddessen wurden zahllose Häuser geplündert, Kissen und Decken flogen über ihre Köpfe, Gänse und Hühner liefen frei umher, in den Ställen brüllte das nicht gefütterte Vieh. Am Sportplatz war eine provisorische Meldestelle eingerichtet worden, dort wurden alle in Arbeitskräfte, alte Leute und Frauen mit kleinen Kindern eingeteilt. Gellend brüllten die Partisanen ihre Befehle, und als sie sahen, dass Marlene nicht nur mit ihrer Mutter, sondern auch mit ihrer Großmutter dort stand, gab einer die Order, die Mutter zu jenen einzuteilen, die in ein Arbeitslager gebracht würden. Er packte sie schon am Arm, doch Marlene begann zu schreien und sich an die Mutter zu klammern, und sie klammerte so fest und schrie so laut wie nie zuvor in ihrem Leben, das machte einen anderen Serben, der die Mutter kannte, aufmerksam, und er kam hinzu, begann mit dem Kommandanten zu reden, der sich erweichen ließ, so konnte sie bei Marlene bleiben.

Danach mussten sie zu Fuß nach Filipowo gehen, wo sie in Häusern untergebracht wurden. Das gesamte umzäunte Dorf war Gefängnis, doch sie hatten in den Häusern zu bleiben, auf die Straße zu gehen war streng verboten. Marlene, ihre Mutter und ihre Großmutter teilten sich ein Zimmer von rund zwanzig Quadratmetern mit siebzehn anderen, das Zimmer hatte keine Betten, keinen Tisch, keinen Stuhl, sie breiteten Stroh auf dem Fußboden aus, begrenzten es in der Länge und Breite von Betten mit Ziegelsteinen, die sie aus den verfallenden Mauern im Hof des Hauses herausgebrochen hatten, dort schliefen sie in den Kleidern, zugedeckt mit ihren Mänteln. Frühmorgens, mittags und abends rollte ein Essenswagen durch das Lagerdorf, fast immer wurde Erbsensuppe ausgegeben, sie bekamen jeder einen Schöpfer voll in einem Blechnapf, in der Suppe schwammen Käfer, die fischten sie heraus, bevor sie aßen. Marlenes Mutter schickte man in die Küche, dort hatte sie gemeinsam mit drei anderen Frauen für die Partisanen zu kochen, Marlene blieb mit der Großmutter, die zunächst noch bei ihr bleiben durfte, in dem Zimmer, in dem sich andere Kinder und Großmütter drängten und in das immer wieder Partisanen eindrangen. Sie leerten die Rucksäcke ihrer Gefangenen, nahmen sich die besten Stücke, in unregelmäßigen Abständen trieb man die Lagerinsassen vor die Häuser, stellte sie nach Alter auf, drohte den Müttern, ihnen ihre Kinder wegzunehmen, holte einzelne Frauen

heraus, brachte sie weg, wenn sie wiederkamen, war ihre Kleidung zerrissen, ihre Gesichter verquollen, ihre Münder verschlossen.

Marlene hatte eine diffuse Erinnerung an die Atmosphäre der ständigen Angst und Anspannung, die im Lager Filipowo geherrscht hatte, sie wusste noch, dass viele der älteren Leute dort schnell gestorben waren – die meisten an Hunger. Sie selbst hatte dort noch kaum Hunger gelitten, weil die Mutter oft heimlich aus der Partisanenküche etwas Besseres mitbrachte, so hatten sie zur Erbsensuppe hin und wieder auch ein Ei, eine Tomate oder sogar ein kleines Stück Speck gehabt, doch diese Zeiten endeten, als das Lager Filipowo im Herbst 1945 aufgelöst wurde und nur noch die Arbeitskräfte dort verblieben, während alte Leute und Mütter mit Kindern im Viehwaggon nach Gakovo verbracht wurden.

Marlene hatte Angst davor, diesen Ort wiederzusehen, fürchtete, dort die Beherrschung zu verlieren, die mühsam errichtete Beherrschung, die ihr ganzes Leben bestimmte. Sie warf sich auf dem Hotelbett unruhig von einer Seite auf die andere, blickte auf die Uhr, wünschte, es wäre schon Zeit, Klara zum Abendessen zu treffen, mit ihr über Belanglosigkeiten zu plaudern, es hielt sie nichts mehr im Bett. Sie stand auf, zog sich für den Abend an, ging wieder ins Badezimmer, wusch sich das Gesicht und die Hände,




danach war es immer noch nicht Zeit, Klara zu treffen, Marlene beschloss, etwas Unerhörtes zu tun, sie ging allein hinunter in die Hotelhalle und orderte einen Drink. Der Kellner brachte ihren Martini auf Eis, sie nippte an dem kühlen Getränk, sah sich in der Halle des Hotels um, in der sich fast nur Serben befanden. Ob sie wohl wussten, was damals in ihrem Land geschehen war, überlegte Marlene, dann sah sie Klara die Treppe herunterkommen, auch sie hatte sich hübsch gemacht, trug ein buntes Sommerkleid, kam freundlich auf ihre Mutter zu, sie beschlossen, an diesem Tag auf der Hotelterrasse zu essen. Noch gegen Mitternacht atmete die Luft Dunst und Hitze, immer wieder musste Marlene ihre Tochter ansehen, ein Leben ohne sie konnte sie sich nicht vorstellen, sie und Gregor gaben ihr Sicherheit, ein Gefühl der Geborgenheit und des Glücks, sie bereute nicht, in Österreich geblieben zu sein, das, was sie bisher von ihrer alten Heimat gesehen hatte, machte es ihr leicht, kein Bedauern darüber zu empfinden, dass sie geflohen waren und sich in Wien ein neues Leben aufgebaut hatten, auch wenn sie so großen Besitz verloren hatten und den gesellschaftlichen Status, den sie einmal gehabt hatten, in der neuen Heimat nicht wieder erreichen hatten können.

Fast alles war wieder gut geworden, dachte Marlene, wenn es auch lange Zeit nicht danach ausgesehen hatte. Ihr erster Fluchtversuch war nicht der einzige gewesen, noch zweimal


hatten sie vergeblich versucht, dem Lager zu entkommen, beide Male waren sie wieder aufgegriffen und nach Gakovo zurückgebracht worden, erst als die Situation in den Lagern untragbar geworden und die serbische Regierung mit den Ungarn ein stilles Übereinkommen, die Deutschen gehen zu lassen, getroffen hatte, war auch ihnen ein Wegkommen möglich gewesen. Das Übereinkommen sah vor, dass serbische Führer die Deutschen gegen ein sogenanntes Kopfgeld an die Grenze bringen und sie dort den Ungarn übergeben würden, das Kopfgeld teilten sich Serben und Ungarn.

Die Flucht gelang 1947, ihr voraus gingen langwierige Bemühungen von Marlenes Mutter, an Geld zu kommen. Eine ihr gewogene Lagerinsassin aus Hodschag, die mit einem der Wächter befreundet war und das Lager daher immer wieder verlassen konnte, hatte der Mutter die wertvolle Füllfedersammlung aus dem Papiergeschäft, die sie bei einer ungarischen Freundin und Nachbarin deponiert hatte, von einer ihrer Heimfahrten gebracht, und der Mutter, die perfekt serbisch und ungarisch sprach, war es gelungen, die Ware an die Soldaten zu verkaufen. So war es ihr möglich, in jenem tiefen Winter, da sie gemeinsam mit achtzig anderen noch einmal die Flucht wagten, das Kopfgeld aufzubringen, doch erst nachdem der Lagerkommandant seine Zustimmung zu der abgekarteten Sache gegeben hatte, konnten sie den Weg antreten. Den Weg antreten hieß wieder über die Felder, an einem klirrend kalten Tag, sie sanken




bis zum Bauch in den Schnee ein, binnen Kurzem waren ihre Schuhe und Kleider völlig durchnässt, aber als sie die ungarische Grenze erreichten, durften sie sie wirklich ohne Weiteres passieren, die Grenzbeamten hatten ihren entsprechenden Anteil bekommen.


In Ungarn angekommen, zerstreuten sich die Achtzig, die zusammen das Lager verlassen hatten, Marlene und ihre Mutter kamen bei einem befreundeten Pfarrer auf einem Gutshof unter, dort konnten sie im Stall schlafen und bekommen zu essen. Marlene konnte sich noch ganz genau daran erinnern, wie herrlich die Milch und die süßen Kartoffeln geschmeckt hatten, es war vielleicht das beste Essen, das sie in ihrem ganzen Leben genossen hatte.



Am nächsten Morgen waren sie zu Fuß nach Hercegszántó gegangen, dort hatte der Bruder der Mutter, der das Land schon vor dem Einmarsch der Partisanen mit Geld und Gut verlassen hatte und nach Österreich gegangen war, etwas Geld für sie hinterlegt, damit konnten sie mit dem Schlitten bis nach Gara fahren, von dort aus weiter nach Budapest, wo sie auf Zimmersuche gingen. Die Straßen der Stadt erschienen ihnen bekannt und unbekannt zugleich, vor dem Hotel Continental, das sie aus besseren Zeiten kannten, blieb die Mutter kurz stehen, dann packte sie Marlene fest am Arm und nahm den Weg in kleinere Gässchen, in einer kleinen Pension bekamen sie ein Zimmer, und die Mutter versuchte alles, um eine





legale Weiterfahrt nach Österreich zu organisieren, doch es gelang ihr nicht, und als das Geld, das sie von ihrem Bruder bekommen hatte, zu Ende ging und sich keine Lösung abzeichnete, brachen sie nach Hegyeshalom auf, dort wollten sie im Viehwaggon heimlich nach Österreich ausfahren. So saßen sie dann im Wartesaal des Bahnhofs von Hegyeshalom, gegen sechs Uhr abends wurde es finster und war es so weit, sie kletterten in den Transportwaggon eines Zuges Richtung Österreich, schlossen die Türen und warteten auf die Abfahrt, doch der Lokführer hatte sie beobachtet, und bevor der Zug anfahren konnte, rissen er und ein Polizist die Waggontür auf und brüllten sie an, sie müssten sofort aussteigen. In Marlene war wieder die Angst hochgekrochen und sie drückte sich fest an die Mutter, die nach außen hin weiter ihre Gelassenheit bewahrte. Mit ruhiger Stimme sagte sie, sie müssten sie schon erschießen, um sie hier herauszubekommen und redete weiter, bis die vorgeschriebene Abfahrtszeit des Zuges erreicht war, da zogen die Männer ab, doch Marlene hatte gehört, wie der eine zum anderen sagte, dass sie den Zug auf halber Strecke anhalten und sie dann hinauswerfen würden. Als der Zug tatsächlich nach einer halben Stunde Fahrt stehen blieb, wurde die Waggontür von einem österreichischen Grenzgendarmen aufgerissen, das Land habe schon genug Flüchtlinge, sie bräuchten keine Leute ohne Papiere und ohne Geld, bellte er die Mutter an, Marlene




hatte das Gefühl, sie warte auf etwas, und wirklich kam dann ein russischer Offizier, der dem grausamen Spiel ein Ende machte. Die Tür sei sofort zu schließen, die Frau und das Kind nach Österreich mitzunehmen, sagte er scharf in gebrochenem Deutsch, der Österreicher gehorchte, die Tür schloss sich, der Zug setzte sich in Bewegung, und als er wieder stehen blieb und nicht weiterfuhr, warteten Marlene und ihre Mutter noch eine lange Weile ganz still in die Ecke des Waggons gedrückt, bevor die Mutter vorsichtig die Tür öffnete.

Sie standen auf dem Bahnsteig des Wiener Südbahnhofs, und der erschien Marlene ungeheuer riesig, sie fühlte sich winzig klein mit ihrem Fetzenbündel unter dem Arm, und beide irrten sie zunächst ziellos in dem Gebäude herum, dann erbettelte sich die Mutter eine Münze für den Telefonautomaten und rief ihren Bruder an.



Mit dem Taxi fuhren sie zur Wohnung von Marlenes Onkel und Tante, der Fahrer brachte sie quer durch die riesige Stadt voll imposanter hoher Häuser in den neunten Bezirk, dort wartete die Tante schon vor dem Haus, bezahlte das Taxi, brachte sie hinauf in eine Wohnung mit Teppichen und richtigem Mobiliar, sie bekamen ein Zimmer für sie beide. Später kochte die Tante ihnen Maissterz, eine Heimspeise, fett und gut, Marlene wusste noch, dass sie am liebsten den ganzen Inhalt des Topfes gegessen hätte, doch ihr Magen war so klein geworden, dass sie nur wenig von



dem guten Essen verzehren konnte, dann durfte sie schlafen gehen, in einem richtigen Bett.

Dorthin wollte Marlene auch jetzt, in ihr weiches Hotelbett, sie war todmüde.

